

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Des Lahrer hinkenden Boten neuer historischer Kalender für den Bürger und Landmann

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1814-1994

Ein neues Leben

urn:nbn:de:bsz:31-62031

Ein neues Leben.



Es war im November. Kühler Nordwind strich über die stoppelbestandenen Fluren und trieb zahlreiche Schneeflocken vor sich her, so daß der Aufenthalt im Freien schon recht ungemütlich wurde, und wer es machen konnte, blieb kugeweise in der warmen Stube.

Zu diesen Glücklichen gehörten zweifellos auch die vier Männer, die dort im „Löwen“ morgens zwischen neun und zehn Uhr an dem Tisch nächst dem Diensofen und an Wein und Schinken sich gütlich taten.

Der Älteste, ein kräftig gebauter Mann mit blizenden Augen, deren Feuer zu den schon ziemlich grauen Haaren nicht recht zu passen schien, saß, wie es dem Alter gebührt, oben am Tische und hatte eine gewisse Ruhe und Würde in seinem Benehmen, die seinen drei Zehngenossen vollständig zu mangeln schien.

Der Müllerfranz, ein stämmiger Mann von etwa dreißig Jahren und für sein Alter schon ordentlich beleibt, schäferzte mit der Luis, einer Verwandten des Löwenwirts, welche die rechte Hand der Hausfrau genannt werden konnte und gar sauber und artig zu servieren verstand. Der Altvogtsbauer, lang und hager von Gestalt, und sein behäbiges Gegenüber redeten über Dinge, von denen sie blizwenig verstanden, d. h. sie politisierten.

Eben legte der Altvogtsbauer die Zeitung, welche er mit jenem Eifer, den behäbige Frühstückler bei solcher Arbeit zu entwickeln pflegen, gelesen hatte, beiseite und sagte zu seinem dicken Bisavis, dem Bruggbauern: „Immer und immer hat man zu lesen von der Fürsorge für entlassene Sträflinge. Die werden gehätschelt und getätschelt, als ob sie des Herrgotts liebste Kinder wären. Wir kommen noch so weit, daß die Herren Verbrecher, Mörder, Diebe, Betrüger und andere Strolche um so wertvollere Auszeichnungen erhalten, je mehr sie an ihren Mitemenschen sich vergangen haben. Es ist ein Glend mit der Humanitätsduselei, deren die großen Herren sich schuldig machen. Sie wollen die Herren Verbrecher bessern und zwar mit Liebe und Güte, nur nicht mit Strenge. Ein solches Verfahren kommt

mit gerade so vor, wie wenn ich zu meinem Buben, den ich am Apffelrunter schlagen treffe, sagte: „Komm, Franzle, da hast zwanzig Pfennig, hol dir ein Gutfel, aber ich bitt' dich um tausend Gotts willen, schlag mir keine Apffel mehr runter.“ Gewiß würde man mich einen Narren heißen, wenn ich so handelte, und mit Recht. Denn in solchem Falle gehört dem Buben das Höslein gespannt. Und die Herren Verbrecher gehören durchgepeitscht, daß ihnen das Liegen weh tut, eingesperrt bei Wasser und Brot, und wenn sie rauskommen, gebrannt, daß man sie kennt, wo sie hinkommen. Und tun sie nicht gut, nun, dann gehören sie an den Galgen, wie früher auch. Vor etlichen hundert Jahren hat man, wie ich schon g'hört und gelesen, nicht halb soviel Federlesens gemacht mit solchen Gutekeln. Man hat sie einfach geköpft, gehenkt, gerädert und gespießt, je nachdem, und das Land ist wohl dabei gefahren und hat keine palastartigen Bauten zu ihrer Aufbewahrung gebraucht. Die neumodischen Herren aber wollen alles besser verstehen und nehmen die Spitzbuben gehörig in Schutz, damit ja deren teures Leben nicht in Gefahr kommt, bigott!“

„Und sie verstehen es auch besser und handeln vernünftiger und menschlicher als unsere Altvordern,“ nahm jetzt der Präsident des Frühstückskollegiums das Wort. „Unsere Justizpflege ist denn doch eine andere und gerechtere als jene, welche vor 2—300 Jahren in Übung war. Hielten sich die damaligen Gerichte bei ihrem Erkenntnis, bei der Beurteilung eines Verbrechers ausschließlich an die Wirkung des Vergehens, so spürt der heutige Richter auch dessen Ursachen, die für den Verbrecher mehr oder weniger belastend sein können, nach und fällt auf Grund dieses Untersuchungsergebnisses sein Urteil. Der heutige Gesetzgeber hält sich nicht allein an die Tat als solche, er zieht die Individualität, die Verhältnisse des Verbrechers, alle Umstände und Nebenumstände genau in Betracht, und zwar mit Recht. Denn die Beweggründe zu einem Vergehen können eben sehr verschiedene, bald mehr, bald weniger zwingende sein, und der Satz: „Wenn zwei dasselbe tun, ist es doch nicht dasselbe,“ hat hier seine volle Berechtigung. Wenn ein ungebildeter Mensch mit schlechter Erziehung einen Mord ausführt, ist es noch lange nicht so arg, wie bei einem Menschen, der von Jugend auf gehegt und gepflegt, mit Liebe getragen und mit Sorgfalt erzogen wurde und dennoch ein solches Vergehen sich zuschulden kommen läßt, d. h. der Mord an sich bleibt in jedem Falle derselbe, aber die Täter fallen unter zwei ganz verschiedene Urteile. Und solche Beispiele ließen sich zu Hunderten anführen, das eine aber möge genügen. Wenn Ihr aber meint, die Justiz früherer Jahrhunderte mit ihrem Henken, Brennen, Sengen, Blenden, Köpfen und Nädern sei besser gefahren, habe das Ubel bei der Wurzel gefaßt, dann seid Ihr sehr auf dem Holzwege. Schlagt die Blätter der Geschichte auf, da werdet Ihr finden, daß die Leute früher trotz Galgen und Rad viel roher und brutaler und die

Verbrecher viel zahlreicher, als heute, waren. Das macht: Brutalität fordert Brutalität und Bestialität heraus, und brutal und bestialisch war die frühere Justiz. Bei der heute eingehaltenen Milde und Humanität kommt doch ein schöner Bruchteil der Verbrecher wieder zur Umkehr, was früher beinahe unmöglich war."

"Ja," sagte der Altvogtsbauer, "ein schöner Bruchteil, möchte den wirklich auch sehen! Wer einmal gestohlen hat, bleibt ein Dieb seiner Lebtag."

"Das muß ich entschieden bestreiten," nahm der Alte das Wort. "Unter vielen Fällen, in denen Gefallene wieder aufstanden, will ich nur einen herausheben, wenn Ihr mir zuhören wollt."

"Wir sind dabei," riefen die drei andern im Chorus. "Räuber geschichten hört man immer gern und nicht nur bei Nacht oder zwischen Licht und Dunkel, auch am frühen Morgen beim Reumührrschoppen. Um diese Zeit nehmen sie sich auch nicht gar so „grusig“ aus."

Also — begann Herr Huber, wie wir den alten Erzähler nennen wollen — vor langen Jahren lebte droben im Gebirge ein armes Ehepaar, das bei seinem geringen Einkommen nur allzujehr mit Kindern gesegnet war. Drei Buben und vier Mädchen saßen um den Tisch, und Milch und Kartoffeln wollten oft nicht recht reichen. Überladen ging keines vom Tisch. Daß unter diesen Umständen von einer richtigen Erziehung keine Rede sein konnte, liegt auf der Hand. Die Kinder wurden vormittags, weil das einmal von Gesetzes wegen sein mußte, zur Schule geschickt, aber nachmittags zu allerlei Arbeiten herangezogen, bei denen sie gewöhnlich wieder vergaßen, was sie morgens gelernt hatten. Das ist nun bei den meisten Kindern auf dem Lande so und hat auch nicht so gar viel zu bedeuten. Lernen sie rechnen, schreiben und lesen, so genügt es für die Stellung die sie einmal im Leben einzunehmen haben. Ein ungelehrter Steinklopfer oder Wellenbinder ist mit seinem Stand und Schicksal immer zufriedener, als ein gelehrter. Warum? Weil er geistige Bedürfnisse, welche sein Stand ihm doch nicht zu befriedigen erlaubt, nicht kennt, also auch nicht durch sie geplagt wird.

Das sind die Alltagsmenschen, die sich stets in die gegebenen Verhältnisse finden. Neben diesen gibt es aber auch andere, deren Wissensdrang und Latendurst in den engen Schranken eines Tagelöhnerstübens nie Befriedigung finden. Der Besitzer solcher Eigenschaften will hinaus in die Welt, will erfinden und ergründen, bauen und hauen, er will Gegenstände haben, an denen er seine Geistes- und Körperkraft erproben und stählen und sich selbst über das Niveau der Alltäglichkeit emporheben kann.

Zu dieser letzten Sorte gehörte nun auch eines der sieben Kinder, die der arme, vorhin erwähnte Mann auf den Bergen droben aufzog. Während seine Geschwister sich Brot und Milch und Mehlsuppe wohlschmecken ließen, beim Geißenhüten sich gemütlich auf den Rücken legten und in den blauen Himmel hineinschauten, quälte sich ihr Bruder, Hän-

chen genannt, darüber ab, warum wohl die Sonne jeden Tag untergehe, warum sie wohl golden und nicht grün sei, warum die Geißen keine Hühner hätten, wie die Hölle, warum endlich der Vogel fliegen könne und die Kacke nicht. Kurz, er zeigte für alles, was um und über ihm vorging, das eifrigste Interesse und stellte des Tages hundert Fragen, die ihm niemand beantworten konnte. Dabei war er der schlechteste Hirte im Orte. Während er nach den Sternen schaute, gingen die Geißen in die Kartoffeln, ins Korn oder wo sie sonst nicht sein sollten, und es hieß: der Hänsele ist ein Galgenstrick und bleibt einer, und damit er es selbst auch inne würde, spannte man ihm zeitweise tüchtig die Hosenträger.

Das schien ihm indessen nicht zu gefallen, denn eines Tages, als man zur Morgensuppe rief, waren die Hänsechen verschwunden. Gar oft, wenn er hinüber nach den Vogesen sah, die schimmernd ins Blau des Himmels sich tauchten und weil sie eben die Grenze des Horizonts bildeten, für ihn das Ende der Welt bedeuteten, hatte es ihn allgewaltig in die Welt hinausgezogen, hinüber nach den Vogesen, nach dem "Ende der Welt", wo es seiner Anschauung nach wie im Himmel zu sein schien, weil alles so stimmte und blühte. Und als dann eines Abends wegen einer Pflichtver säumnis, die er sich hatte zuschulden kommen lassen, sein Hösle ganz unfaust gespannt worden war, war in ihm der Entschluß zur Flucht reif geworden. Ohne Ausweis-papiere, ohne Schuhe und Hut, nur mit einer geflickten Zwilchhose und einem ebenso defekten Tschopen bekleidet, war Hänsele in die Welt hinausgegangen, um sein Glück zu erjagen.

Gar bald mußte er indessen die Erfahrung machen, daß draußen in der Fremde auch nicht eitel Gold zu finden sei und daß die gebratenen Tauben einem in Schoppeheim so wenig in den Mund fliegen, wie droben im Wald, dem er so hoffnungsfroh und mutig entflohen war.

Nachdem er einige Nächte (es war zum Glück im Hochsommer) unter freiem Himmel sein Haupt zum Schlafe niedergelegt und seinen Magen auf der Wanderung mit Milch und Schwarzbrot, welche Dinge mitleidige Leute ihm reichten, befriedigt hatte, kam er endlich nach Lörrach. Hier nahm ihn ein biederer Holzfuhrmann mit nach Basel, wo, wie er sagte, schon manches arme Büble sein Glück gemacht habe.

In Basel, der großen, fremden Stadt, stand nun



Damit er es selbst auch inne würde, spannte man ihm zeitweise tüchtig die Hosenträger.

Hänsle, der die Vogelesen für das Ende der Welt angesehen hatte. Wie er da schaut! Er wußte nicht, wie er all das Neue mit seinen zwei einzigen Augen durchsehen sollte. Zuletzt aber blieb sein Blick auf einem Buben, der an einer Straßenecke Brezeln und andere Backwaren feilhielt, haften. Er hatte noch ein einziges Gröschlein, tut drei Kreuzer, in der Tasche, und diese Meisensumme wollte er nun in Brot anlegen, denn der Hunger plagte ihn gar zu sehr.

Altersgenossen sind immer mehr oder weniger zutraulich zueinander. Darum waren denn die beiden Buben, der Weckliverkäufer und der Wecklihändler, auch bald in ein lebhaftes Gespräch verwickelt, das weit über ihren Handel hinausging.

„Also du bist fremd hier,“ sagte der Wecklihändler, „und wirst auch nicht wissen, wo du unterschlupfen kannst, wie ich, als ich zum erstenmal hierherkam. Das ist eine verzeufelte Geschichte, wenn man wie eine fremde Raube, der niemand Futter gibt, in solcher Stadt herumlaufen muß. Weißt du was, bei uns hat einer das Fortgehen im Sinn; du könntest seine Stelle haben. Das Wecklitragen ist das schlimmste Geschäft für einen Buben noch lange nicht. Wir bekommen Kost und Lagerstatt, dazu einen Baten von jedem Franken, den wir lösen, und es kann einer im Tag gut auf 1—2 Franken kommen. Wenn du also Lust hast, nehme ich dich mittags mit zum Meister.“

Ob Hänsle Lust hatte? Wie eine Botschaft des Himmels hörte er den Antrag des dienstwilligen Wecklitragers an, dessen Meister, ein braver, verständiger Mann, den Hänsle auch sofort aufnahm.

Beim Wecklitragen war nun Hänsle mit allem, was des Leibes Nothdurft betrifft, wohl versorgt, und anfangs fühlte er sich auch ganz glücklich in seinem neuen Beruf, der aber, da die Buben viel freie Zeit haben, von Wirtschaft zu Wirtschaft laufen müssen und unter allen Sorten Menschen herumkommen, der sittlichen Gefahren gar viele in sich birgt. Die meisten Weckliträger werden daher meist lieberliche, dem Trunke und andern Ausschweifungen ergebene Menschen.

Das konnte nun freilich vom Hänsle nicht gesagt werden. Er lebte mäßig, gab sein Geld für Bücher aus, die ihm nach anderer Richtung hin gefährlich wurden. Der gute Hänsle hatte niemand, der ihn leitete und führte, niemand, der ihn Falsches vom Wahren unterscheiden lehrte. Er kaufte daher meist Ritters-, Räuber- und Indianergeschichten, weil dieser Werke Titelblatt auch gar zu anziehende Bilder aufwies.

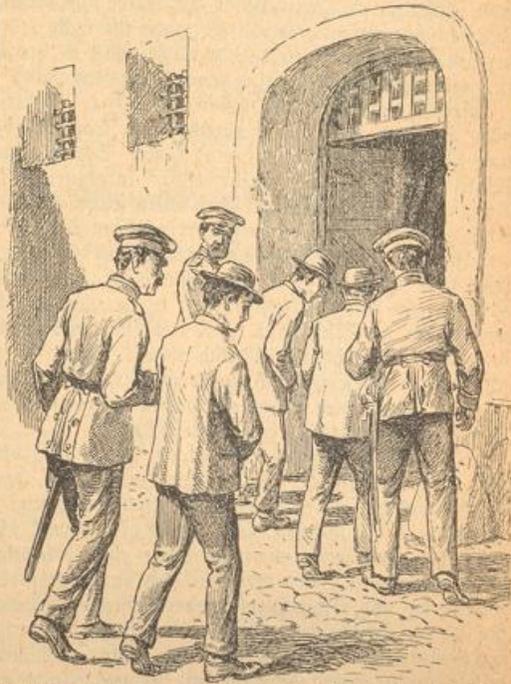
An dieser Schundlektüre nun erhitze sich seine Phantasie. Tag und Nacht dachte er nur noch an Räuber, Seehelden, Welteroberer, Indianerhauptlinge, und das Verlangen, etwas Ähnliches zu werden, wurde immer brennender in ihm.

Zu allem Unglück traf er noch gleichgesinnte Kameraden, und so dauerte es gar nicht lange, so war die „Bande“ komplett. Die Burschen kauften Pistolen und Dolche, übten sich im Schießen, unternahmen

da einen Streich und dort einen, und wußten sich mit Spitzbubengentialität immer dem Arme der weltlichen Gerechtigkeit zu entziehen.

Endlich, der Hänsle war ein Hans geworden, zählte der Jahre achtzehn, da beschloß er, mit noch zwei andern durch einen Hauptstreich, durch einen Einbruch in einen Goldladen, sich in den Besitz der nötigen Mittel zu einer Amerikareise zu setzen.

Der Streich gelang wider Erwarten gut, aber mit dem Amerikareisen hatte es gute Wege. Hans und seine zwei Freunde vom Räuberhandwerk wurden



Ohne viele Umstände wurden sie ins Untersuchungsgefängnis geführt noch am nämlichen Tag, da sie eingebrochen waren, erwischt, als sie gerade bei Rotwein und einem sauern Leberle die Aussichten erörterten, die bei einer Flucht über Havre sich bieten würden.

Ohne viele Umstände wurden sie in das Untersuchungsgefängnis geführt, ihres Raubes entledigt, ins Verhör genommen und einige Wochen später verurteilt: Hans als Anführer des Unternehmens zu zwei, seine Genossen zu je einem Jahre Gefängnis.

Dort in seiner einsamen Zelle mußte Hans ein Handwerk lernen, er durfte oder mußte in die Kirche und in die Schule, und der ihm gebotene Lesestoff wurde genau seinem Begriffsvermögen angepaßt, so daß er hinter den Kerkermauern das Fest der Wiedergeburt feierte.

Mit einem Wort: Hans wurde ein tüchtiger Arbeiter, sittlich geschult und gehoben, und verließ als sehr brauchbarer Mensch das Gefängnis.

Die Freiheit benutzte er dazu, sich ein Kapital zusammenzusparen und sich weiter auszubilden; er zog

in eine fremde Gegend, nahm eine Frau, richtete sich zuerst als Kleinmeister und später als Fabrikant ein, und er ist einer armen Gegend sehr zum Segen geworden, indem er Hunderten von Menschen Arbeit und Brot gab. — „Und nun, was sagt Ihr dazu, Altwogtsbauer?“ wandte der Erzähler sich an diesen.

„Daß es sehr hübsch erzählt ist,“ entgegnete dieser, „ob Ihre Geschichte aber der Wahrheit entspricht, ist eine andere Frage.“

„Eine andere Frage? Kennt Ihr mich nicht seit dreißig Jahren, habe ich meine Pflichten nicht nach jeder Richtung hin gegen Staat, Gemeinde und meine Mitmenschen getreulich erfüllt? Habe ich nicht insbesondere dieses Dorf zu dem gemacht, was es heute ist, zu einer reichen, großen und angesehenen Gemeinde?“

„Freilich, jawohl, das haben Sie, Herr Huber, aber Sie sind auch kein Verbrecher und kein Sträfling gewesen. Wenn einer mal hinter Schloß und Riegel saß, wird er nicht mehr besser,“ entgegnete der Altwogtsbauer, „das hat schon mein seliger Großvater gesagt, und der war bewandert in solchen Sachen.“

„Und doch bin ich bestimmt und genau derjenige, von dem ich Euch soeben erzähle. Ich bin jenes Hänsele, das seinen Eltern entlieft, in der Großstadt von Stufe zu Stufe sank und erst im Gefängnis wieder ein brauchbarer Mensch wurde. Jetzt darf ich es schon bekennen, und wenn es nur zum Zwecke geschieht, gegen das Vorurteil, das man gegen entlassene Strafgefangene hegt, aufzutreten.“

„Ja, wär' denn das möglich?“ schrieb nun die ganze Tischgesellschaft, „Sie, Herr Huber, Sie, der Schuhfabrikant, wären schon im Gefängnis gewesen?“

„Jawohl,“ entgegnete dieser, „und drum, weil ich aus Erfahrung weiß, wie junge Leute ohne Führung und Leitung dem Bösen verfallen und durch geeignete Belehrung und Behandlung wieder aufstehen können, bin ich so sehr für eine menschenwürdige Behandlung der Gefangenen. Was meinen Sie wohl, was aus mir geworden wäre, wenn ich statt der anerkennungs-werten Behandlung, statt dem milden Zuspruch seitens des Personals im Gefängnisse Stockprügel, statt genügender Nahrung Wasser und Brot und eine Strohschütte in dunklem Raum zur Lagerstatt erhalten hätte? Als wut- und rachschnaubender Mensch hätte ich das Gefängnis verlassen und wäre der Gesellschaft verderblicher als vorher geworden.“

Des Altwogtsbauern ohnehin schon lange Nase wurde ob dieses Vortrags noch länger. Er pflegte die Menschen nach dem Geldbeutel zu taxieren, und da die Nase des Schuhfabrikanten denn doch die des Bauern bei weitem an Fülle übertraf, sagte er gedehnt: „Ja, auf die Art angesehen, Herr Huber, könnten Sie schon recht haben.“

Die Ordonnanz im Kugelregen.

Humoreske von R. Münchgesang.

Alles konnte der Herr Feldwebel Vendemann vertragen, alles: Wein, Bier, Kümmel, einen derben Biß, Sauerkraut und Milchsuppe, Schokolade und

marinierte Heringe, Regen und Sonnenbrand, schlechte Laune des Herrn Hauptmanns, Gardinenpreibigen seiner Hausherrn, Grobheiten der Kameraden, Maliceen der Herren Unteroffiziere, Unarten seiner Kinder, Dummheiten der Rekruten, alles, alles, nur eins nicht: daß er — beim Essen gestört wurde. Und das wußte das ganze Bataillon. Jeden Mittag, wenn seine Zeit kam, saß er eine halbe Stunde andachts-voll hinter dem Tische, nach Umständen auch länger, schmauste und labte sich. So ein bißchen Feinschmecker war er nämlich auch, er machte selbst den Speisezettell und verlangte, daß die Mahlzeit nicht nur gut schmecke, sondern auch ein vorteilhaftes Aussehen habe. Traß es seine Frau, so hatte sie einen guten Tag und konnte etwas mit ihm aufstellen. Die gute Alte saß immer dabei, wenn er tafelte, wehrte ihm die Fliegen ab und die Besucher und erzählte ihm dies und jenes. Und so wollte er's haben.

Übrigens war Vendemann eine kruzbrave Haut, ein guter Kerl und im Dienste gewissenhaft und zuverlässig, kein Duckmäuser oder Spielverderber, kein Streber oder Angeber, tat seine Pflicht schlecht und recht, nicht mehr noch weniger, freute sich auf das nächste Mittagsbrot und ließ sich dabei nicht stören. So einen soll man in Ruhe lassen, denke ich, man verbräuchet ihn, wie er ist, wünscht ihm eine geeignete Mahlzeit, wenn sich die Gelegenheit dazu bietet, und macht es nicht, wie der Feldwebel Eierbein von der ersten Kompagnie.

Dem der — nun kommt die Katastrophe — der schickte ihm eine Ordonnanz ins Haus, zu Mittag, während der Herr Feldwebel Vendemann speiste. Es gab Leberknödel, seine Leibspeise, und eine Schüssel Kartoffeln stand auch dabei, Bellkartoffeln, die ihm die Hausfrau nach Bedürfnis schälte; aber nur die guten, mehligten, die andern mochte er nicht, die wärmte sie sich nachher auf für sich und die Kinder, wenn er fort war. Das schmecte dem guten Vendemann! Leberknödel waren seine Leibspeise, und gut geraten waren sie auch. Und viele waren vorhanden, und schön sahen sie aus, und rochen schön, und schmeckten —

„Ei zum Donnerwetter! Was will der versch... Kerl!“ rief da Vendemann ganz wütend; wie so eine Fliege in die Suppe war eine Ordonnanz herein-geplumpst.

„Der Herr Feldwebel Eierbein läßt um die Parole-kladde bitten, er hat die seinige nicht vollständig, soll sofort zum Herrn Hauptmann kommen zum Bericht, weil der Herr Hauptmann...“

„Krrraus!“ brüllt Vendemann. „So eine Rücksichtslosigkeit! Kann der nicht warten, bis ich mein bißchen Essen hinter mir habe?“

Bißchen Essen! dachte die Ordonnanz, du siehst mir aus wie ein bißchen Essen. Aber was geht's mich an?

Er machte also Kehrt und berichtete Eierbein, der Herr Feldwebel Vendemann sei beim Essen und verbitte sich jede Störung.

„Zum Kukud! Ich muß sogleich zum Hauptmann!“ rief Eierbein, der wirklich in der Not war,